

RBL 09/2004



Rakel, Claudia

Judit—über Schönheit, Macht und Widerstand im Krieg: Studein zur Exegese des Alten Testaments und zur Religionsgeschichte Israels: Eine feministisch-intertextuelle Lektüre

Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 334

Berlin: de Gruyter, 2003. Pp. x + 326. Hardcover. EUR 88.00. ISBN 3110179261.

Thomas Hieke
Universität Regensburg
D-930540 Regensburg, Germany

Es ist immer zu begrüßen, wenn Qualifikationsarbeiten die ausgetretenen Pfade althergebrachter exegetischer Methoden verlassen und das Gespräch mit neueren Ansätzen der Hermeneutik und der Literaturwissenschaft suchen. Das gilt auch für die vorliegende Dissertation von Claudia Rakel, die unter der Ägide von Prof. Dr. Irmtraud Fischer am Lehrstuhl für Altes Testament und Theologische Frauenforschung der Universität Bonn erarbeitet wurde. Schon diese Ausgangskonstellation gibt die Agenda der Studie vor, die der Untertitel in die Stichworte „feministisch-intertextuelle Lektüre“ fasst. Und zugleich ist der Untersuchungsgegenstand eines der wenigen „Frauenbücher“ der griechischen Bibel: Judit.

Diese Ingredienzien liefern genug Stoff, der eine ausführliche Reflexion der Methodik rechtfertigt. So widmet sich Kapitel A entsprechenden Überlegungen. Nach wichtigen einführenden Grundsatzüberlegungen zur Berechtigung einer genderorientierten Exegese aus feministischer Perspektive folgt ein Bekenntnis zur poststrukturalistischen Literaturwissenschaft, mit dem Rakel beweist, dass sie Bakhtin, Kristeva und Barthes, die „Erzelter“ der Intertextualitätsdebatte, kennt. Sie entwickelt dann ihre Position zum Paradigma der Intertextualität und der Lektüre. Bei „Intertextualität“ muss immer auch— schon aus Gründen der Handhabbarkeit—geklärt werden, welches „Universum“ an Texten herangezogen wird, in dem nach Bezügen und Ähnlichkeiten gesucht werden soll.

Für biblische Texte bietet sich als privilegierter Intertext der „Kanon“ an—Rakel stützt sich hier auf die von Georg Steins entwickelte „kanonisch-intertextuelle Lektüre“ (G. Steins, Die „*Bindung Isaaks*“ im Kanon [Gen 22]: *Grundlagen und Programm einer kanonisch-intertextuellen Lektüre* [HBS 20; Freiburg: Herder, 1999]). Beim Buch Judit ist die Frage nach dem Kanon natürlich besonders spannend, da das Buch von katholischen Christen als (deutero-)kanonisch angesehen wird, jedoch bei protestantischen Christen und bei Juden nicht als Bestandteil ihrer „Bibel“ gilt. Rakel betont daher, dass der Kanon nicht die Grenze intertextueller Beziehungen ist, doch er ist und bleibt „der privilegierte Bezugsrahmen für einen biblischen Text“ (33). Dabei scheint Rakel „Kanon“ nicht im streng dogmatischen Sinne zu verstehen, sondern eher—und das ist angemessener—als literarische Größe, als „Auslegungskontext“ (33). Beim Juditbuch ist dies „die Septuaginta“. Hier wäre es wünschenswert gewesen, die Problematik eines „Septuagintakanons“ hinsichtlich Umfang und Anordnung näher zu diskutieren. Stattdessen fährt Rakel mit der ebenfalls wichtigen Frage fort, ob das Juditbuch eine Übersetzung ist oder schon ursprünglich griechisch geschrieben worden war. In sorgfältiger Abwägung der Argumente entscheidet sich Rakel (in Anlehnung an Erich Zenger und Helmut Engel) für die These, dass das *vorliegende* Buch in dieser Gestalt ursprünglich griechisch geschrieben worden war. Nicht ausgeschlossen, aber auch nicht weiter verfolgt wird dabei die Möglichkeit hebräischer Vorformen des Erzählstoffes.

Nach diesen wichtigen einführenden Weichenstellungen widmet Rakel Kapitel B Reflexionen über die Kriegs- und Geschlechterproblematik. Ihr Blick richtet sich auf das Alte Testament im Allgemeinen und das Buch Judit im Besonderen. Dabei ist eine zunehmende Fokussierung festzustellen: von „Krieg und Gender“ in der alttestamentlichen (bei Rakel: „ersttestamentlichen“) Exegese über die feministische Forschung hin zu den Begriffen und Konzepten von Krieg, Gewalt, Gott, Geschichte und Geschlechter im Buch Judit. Rakel problematisiert in kluger Weise die gängige Rede von der „Ironie“ des Buches, die etwa darin bestehe, dass ein großer Held, der riesige Landstriche erobert hat (Holofernes), von der Hand einer Frau in einer für ihn peinlichen Situation getötet wird. Rakel fragt—wohl mit Recht: „Können Leserinnen einen positiven Zugang zu einer Ironie entwickeln, die gegen ihre eigenen Interessen spricht bzw. innerhalb derer ihr Geschlecht diffamierenden Interessen dient?“ (78). Einmal mehr wird deutlich, dass das Gender der Lesenden sehr wohl die Wahrnehmungsperspektive beeinflusst.

Als zentraler Schlüsseltext des Juditbuches wird im Folgenden Jdt 16,1b–17 ins Auge gefasst. Kapitel C befasst sich mit der strukturalen Verortung im Gesamtkonzept sowie mit dem Charakter des Textes als letzte „Sprechhandlung“ des Buches. Die Reden, die bei einer rein auf die Handlung schauenden Strukturierung meist zu kurz kommen, entfalten jeweils das theologische Programm der Erzählung. Die Reden und Gebete vermitteln durch vielfältige Stichwortverbindungen zwischen den beiden Teilen des

Juditbuches. Sie unterbrechen zwar den Gang der Handlung, haben jedoch für das Geschehen *deutende* Funktion und fungieren so als „metakommunikative Vergewisserung zwischen dem Text und den Lesern und Leserinnen“ (95). Bezogen auf Jdt 16,1b–17 kann man sagen, dass diese „letzte Sprechhandlung“ eine „hymnische Rekapitulation der gesamten Ereignisse des Buches“ darstellt (98).

Das umfangreiche Kapitel D bezeichnet Rakel als „ein Close Reading von Jdt 16,1b–17“. Bei der Verwendung dieses Fachterminus wäre es wünschenswert gewesen, wenigstens in einer Fußnote darauf zu verweisen, welches Konzept hier übernommen wird. Die Landschaft von „close reading“ und „literary criticism“ ist schillernd. Rakel drückt jedoch auch aus, was sie eigentlich mit diesen Etiketten meint: im Prinzip eine sprachlich-syntaktische sowie semantische Analyse, die den Text als eigenständiges Gegenüber ernst nimmt und sowohl in Inhalt wie in der Form die ästhetische Qualität des Textes würdigt (99). Wenn dem so ist—könnte man da nicht in einer deutschsprachigen Arbeit auf die englischen Fachtermini verzichten, wenn man ohnehin nicht dokumentiert, wessen literaturwissenschaftliches Konzept man genau übernimmt? Dies ist jedoch kein substantieller Kritikpunkt, denn das, was dann als Analyse folgt, darf im Wesentlichen als gediegen bezeichnet werden. Am Ende der Detailbetrachtung der Textindividualität von Jdt 16,1b–17 wird die Frage der Textsorte angerissen. Doch trotz des Vorsatzes, „keine Textsortenbestimmung“ (160) vornehmen zu wollen, findet sich bei Rakel ein „Bekenntnis“ zur Qualifizierung des Textes als Dank- und Loblied in Anlehnung an die narrative Einleitung in Jdt 15,14 (ἐξομολόγησις und ἄνεσις). Dies wird im Folgenden vertieft durch eine Reflexion formgeschichtlicher Beschreibungsversuche von Hymnus und Danklied (von Westermann über Crüsemann bis Zenger und Hossfeld). Als Besonderheit von Jdt 16,1b–17 erscheint, dass sich der Lobpreis des Seins Gottes und der Dank für das Handeln Gottes nicht trennen lassen. Ferner betont Rakel, dass sich für das Gebet der Judit kein „Sitz im Leben“ angeben lässt, da es—trotz der Behauptung in der narrativen Rahmung—nicht für eine kultische Verwendung gedacht sein kann. „Es ist einzig und allein für seinen literarischen Kontext bestimmt“ (165). Liturgische Situationen und Texte werden lediglich literarisch nachgebildet, das Gebet ist so literarisch, wie die gesamte Erzählung fiktional ist. Ferner betont Rakel, dass das Gebet Formelemente hebräischer Poesie einbezieht, was seinem Grundanliegen entspreche: Der Text sei ein dialogisches Moment zwischen hebräischem und griechischem Kulturraum, und so sei mit der Möglichkeit zu rechnen, dass hebräische Strukturen auch in griechischer Sprache ihren Niederschlag finden können (165). Im Blick auf die antike Rhetorik klassifiziert Rakel das Juditlied als „epideiktisch“, d.h. seine Funktion besteht darin, durch die Erzählung einer oder mehrerer staunenswerter Einzeltaten einer Gottheit bei den Lesenden großen Eindruck (Staunen, Furcht, Entsetzen oder—hier bei Judit zutreffend—Lobpreis) auszulösen. Damit ist das epideiktische Lied die reflexive Bestätigung dessen,

was die Erzählung erreichen will: die narrative Verdeutlichung der Treue Gottes zu seinem Volk (Schlüsselvers: 8,24). Der konkrete sozialgeschichtliche und politische Hintergrund dürften die Erfahrungen der Makkabäerzeit sein.

Nach der textindividuellen Analyse wendet sich Rakel der intratextuellen Einbettung von Jdt 16,1b–17 in das Gesamtkonzept des Juditbuches zu (Kapitel E). Dabei spielen die Stichworte Macht, Gewalt und Schönheit eine große Rolle. Sie sind die thematischen Fäden, die Rakel durch das gesamte Buch verfolgt und die im Juditlied kulminieren. Kapitel F zieht den Kreis dann noch größer und betrachtet das Buch Judit im intertextuellen Gefüge der Septuaginta. Ein erster Zugang sind hier die anderen Frauengestalten, die das Ende von Kriegen besingen (z.B. 1 Sam 18,6–7, oder Mirjam in Ex 15,20–21), aber auch die kriegerischen Frauen Jaël und Debora. Rakel zeigt hier zahlreiche Ähnlichkeiten auf Motiv- und Textebene auf. In einem zweiten Zugang sprengt die Intertextualität die Geschlechterformationen auf, und Rakel präsentiert Ähnlichkeiten, die Judit als Mosegestalt zeigen. Dies geschieht durch intensive Gegenüberstellungen von Ex 15,1–18 und Jdt 16. Das Modell „Klein gegen Groß“ stellt eine Ähnlichkeit zu David und Goliath her. Und schließlich könnte Judit auch eine weibliche Antwort auf die männerzentrierte Geschichtsschreibung um Judas (!) Makkabäus in 1/2 Makk sein. Rakel verweist auf die Namensgleichheit (Judit—Judas) als intertextuelles Signal sowie auf zahlreiche weitere Berührungspunkte, die sich auch in einer Tabelle „synoptisch“ gegenüberstellen lassen (267). Schließlich geht Rakel noch auf die literarische Repräsentation „Judit und die Stadt“ ein, z.B. in der Ähnlichkeit der „Witwe Zion“ und der „Witwe Judit“.

Eine Art „conclusio“ formuliert Kapitel G, das auf zwei Seiten die wichtigsten Ergebnisse der Studie zusammenfasst. Im Anhang findet sich neben Literaturliste und Bibelstellenregister auch eine Übersetzung von Jdt 16,1b–17, die durch typographische Differenzierungen und einen Fußnotenapparat die intertextuellen Verflechtungen des Textes kennzeichnen will. Es ist beeindruckend, wie viele Bezüge zu anderen biblischen Texten (auf Septuagintaebene) sich aufzeigen lassen. Allerdings bleibt diese Darstellung in *gedruckter* Form etwas mühsam—man muss jeden Text einzeln in einer Bibelausgabe nachschlagen. Hier zeigt sich, wie sehr das Hypertextformat, das inzwischen aus dem Internet wohlbekannt ist, der Bibellektüre angemessen ist: So könnten die Bezugstexte mühelos neben den Untersuchungstext gestellt werden und durch gemeinsame Lektüre würde der Sinnzuwachs durch das Einspielen von Hypotexten unmittelbar wahrnehmbar. Buchtechnisch lässt sich das natürlich nicht verwirklichen, es sei denn in einer begleitenden Internetpublikation. Das ist aber vielleicht noch etwas Zukunftsmusik.

Claudia Rakels Studie beweist einmal mehr, wie durch die Anwendung des Lektürepradigmas, die konsequente Berücksichtigung des Phänomens der Intertextualität und

nicht zuletzt durch die frauenspezifische Sichtweise neue Erkenntnisse über altbekannte Texte gewonnen werden können. Für die Juditexegese im Besonderen, aber auch für die feministische Textauslegung im Allgemeinen ist Rakels Buch ein wesentlicher Beitrag.